

Agrarier mit dem russischen Handelsvertrag auszusöhnen, der die Herabsetzung des Zolles von 50 auf 35 Ml. pro Tonne brachte, wurde auf die Initiative der Regierung hin beschlossen, bei der Ausfuhr von Getreide, Gütern, frischen, Raps und Rübsaat Einfuhrzölle zu gewähren, die ihren Inhaber berechtigten, eine dem Zollwert der Einfuhrzölle entsprechende Menge der gleichen Warenartgattung ohne Zollentrichtung einzuführen. Durch Bundesratsbeschluss wurde die Unwendbarkeit der Einfuhrzölle dann noch auf eine Reihe anderer Waren ausgedehnt. Die ostelbischen Agrarier konnten also jetzt ihre Getreideüberschüsse nach dem Auslande exportieren, ohne einen Pfennig von dem Zoll „schuh“ einzubüßen. Sie verkauften das Getreide auf dem ausländischen Markt zum niedrigeren Weltmarktpreis und erhielten von dem Reiche einen Einfuhrzölln, der für sie gleichbedeutend war mit barem Gelde, da sie ihn jederzeit annähernd zum Nennwert weiterverkaufen konnten. Also eine glatte Liebesgabe aus Reichskosten. Für das im Osten ausgeführte Getreide muß natürlich, da die inländische Produktion nicht ausreicht, um den Bedarf zu decken, im Westen ausländisches Getreide eingeführt werden. Die Deutsche Tagesszeitung für die die Bollmauer nicht hoch genug sein können, findet dieses System „volkswirtschaftlich zweckmäßig“. Wenn ihr Geldbeutel dabei nicht zu kurz kommt, begeistern sich unsre streng „nationalen“ Junker, wie man sieht, auch für Grundsätze, die sie sonst als antinational und unpatriotisch nicht streng genug verbieten können.

Die Gegendemonstration.

Jeder Bauer, der ruhig hinter seinem Pflug hergeht und über den Acker ständig schreitet, ist ein Gegendemonstrant von solcher Wucht, daß diese Demonstrationen daran scheitern werden.

Dr. Dertel im Birken Busch.

Ruhestig schreitet der Bauer über seinen Acker und streut den Samen aus. Und während er schreitet, denkt er an seine Wirtschaft, an seine Arbeit und an sein Leben. Ob die Ernte gut sein wird?

Er denkt auch an die Stadt mit den vielen unzufriedenen Menschen, mit dem jadigen Varm und den Straßendemonstrationen. Nein, auf dem Lande ist es besser.

Aber keine blaue Idee hat man in der Stadt von dem Bauernleben. Als ob die Bauern gar keine Sorgen kennen. Sagte ihm da neulich ein Städter: Ihr Bauern habt doch ein ruhiges sicheres Leben, ihr baut euer Essen auf dem eignen Boden, und nicht nur Brot, auch ein paar Schweine hältst ihr euch; ihr braucht nichts zu kaufen und sitzt nicht in Sorgen, wo das Geld her zu holen. Ja, das war vielleicht früher so, aber heute geht es anders zu.

Heute muß auch der Bauer Geld in den Händen haben. Er muß Steuern zahlen; er muß seine Geräte kaufen; seine Kleider und die seiner Familie werden auch nicht zu Hause gewebt. Sein Brot bickt er nicht mehr selbst und sein Getreide muß er verkaufen. Und er denkt wieder an die Ernte, ob das Wetter günstig sein wird und der Ertrag reichlich. In den letzten Jahren waren die Preise gut. Aber wenn sie mal wieder stark sinken durch die Import aus Amerika, aus Kanada oder Argentinien?

Er ist an die Grenze seines Ackers gekommen und überblickt im Umkreise sein Güldchen. Doch schön, das alles sein Eigen, sein Besitztum nennen zu dürfen. Doch schön, kein von einem Gütherrn abhängiger Pächter, der davon gejagt werden kann, sondern ein auf freier Scholle lebender Mann zu sein. Wie sprach der Minister Bobbielsti am letzten Bundestag so richtig vom abhängigen Mann in der Stadt, der ohne Erlaubnis des Haushüters keine Bettdecke lüftet und der auf der Straße keine Aufstellenschilder wegwerfen darf. Nein, der wiegt lange nicht so viel wie ein freier Bauer.

Er schreitet wieder ständig über den Acker und denkt weiter über seine Sorgen. Ein schöner Acker ist dies, aber er hat auch ein Heidengeld gekostet. Durch die hohen Getreidepreise waren die Bodenpreise gewaltig gestiegen. Das Geld hat er natürlich in der Hypothekenbank aufnehmen müssen, und jetzt muß er für die Binsen sorgen. Auch hat er Verbesserungen anbringen müssen, die viel

Geld kosteten. Eigentlich ist sein Land ziemlich schwer mit Hypotheken belastet. Und die Binsen fressen immer ein großes Stück des Ernteaufwands weg. Wenn nur die Preise hoch bleiben, und es wird ein gutes Jahr, dann wird er sich wohl durchschlagen. Er hat ja kräftige Arme zum Arbeiten.

Er denkt an die Leute in der Stadt, die den ganzen Tag schwer in der Fabrik arbeiten müssen und dafür einen Zohn bekommen, der gerade zum Leben ausreicht. Sie sagen, daß sie von ihren Meistern ausgebettet werden. Gottlob, er ist niemands Meister, er braucht sich nicht ausbeuten zu lassen, er ist ein freier Mann. Er hat genug zu essen; wenn die Hypothekenzinsen bezahlt sind, bleibt in der Regel genug zum Leben übrig. Wenn nur die Preise hoch bleiben, sonst muß er auch die Schweine verkaufen und muß er sich ohne Fleisch begnügen. Das tun die Arbeiter in der Stadt auch. Ist der Unterschied eigentlich so sehr groß?

Wo bleibt eigentlich das Geld, das er der Bank bringt? Das Bankkapital gehört den Juden in der Stadt. Die bekommen also die Binsen. Eigentlich schindet er sich also für diese verdammten Juden. Nun, immerhin bleibt er ein freier Grundbesitzer.

Wieder fängt er an über die Zukunft zu grübeln. Wie wäre es, wenn Ölire oder Hagel die ganze Saat vernichtet? Gegen Hagel kann er sich versichern; aber auch aus andern Gründen ist Sicherheit möglich. Wo holt er sich dann das Geld her? Wäre er ein Pächter, dann könnte ein humarer Pächther in schlanken Beinen von dem Pachtzins fallen lassen. Aber er ist Grundbesitzer, und der Hypothekenzins muß bezahlt werden, auch wenn ihm nichts zu essen bliebe. Die Hypothekenbank ist nicht ein Mensch, der ein Herz hat, sondern ein unpersönliches Geschäft, kalt, herzlos, das den Juden gehört. Verdanante Juden.

Er ist wieder an die Grenze seines Ackers gekommen, schreitet ruhig ständig zurück und überblickt sein Eigentum. Sein Eigentum. Ist es wohl sein Eigentum? Eigentümer ist, wer als freier Herrscher darüber verfügt und die Früchte davon pflückt; aber sobald er den Hypothekenzins nicht bezahlen kann, legt die Bank Besitz auf seine ganze Wirtschaft und läßt sie versteigern. Er ist doch im Grunde nur Scheineigentümer, der das Gut für die Juden bebaut und so lange darauf gebündelt wird, als er die Früchte seines Fleisches in das nummerierte Maul der Bank stürzt. Wenn sein Fleisch keine Früchte bringt, wenn Wetter oder Markt ungünstig sind, dann wird er davon gejagt wie ein Bettler, dann werden andre in sein Haus ziehen, seinen Acker bebauen; dann wird er sich als Arbeiter verdingen müssen oder in die Stadt ziehen ...

Er schreitet zusammen bei diesem Gedanken. Nein, so weit wird er es nicht kommen lassen. Er wird andre Kulturen versuchen, er wird den Boden verbessern, neues Geld aufnehmen, damit er gegen die großen, mit Maschinen ausgestatteten Güter konkurrieren kann. Er wird einen seiner Söhne in die Stadt ziehen lassen, wo Bargeld zu verdienen ist und selbst seine eigenen Knöchel noch was mehr schinden. Er will sich nicht besiegen lassen; immer dagegen anklampfen.

Heulich sprach er mit einem Sozialdemokraten, der ihn von dem Kampf und den Zielen der Arbeiter erzählte. Na, sagte er dann, ihr sollt bei euren Demonstrationen erst mal alle Juden tötschlagen, das wäre für uns Bauern besser, wenn wir diese Blutsauger los wären. Nein, Bauer, hat der Mann geantwortet, wir schlagen keine Menschen tot, das würde auch nichts helfen; aber das Kapital wollen wir vernichten, damit es nicht mehr uns und euch ausbeuten kann.

Was der Mensch damit wohl gemeint hat? Kapital ist doch Geld; wie kann man das vernichten? Das ist wohl die höhere Intelligenz der Städter, von der Bodenredet, für die wir Bauern zu dumm sind. Aber meinetwegen; wenn die Leute mit ihren Demonstrationen den Juden die Macht nehmen wollen, uns weiter auszusaugen, mir kann's recht sein.

Und weiter schreitet er ruhig ständig über seinen Acker.

So sieht die Gegendemonstration aus.

Reichstag.

214. Sitzung. Freitag, 26. Februar, nachmittags 2 Uhr.
Am Bundesratsstuhl: Dernburg.

Zunächst wird über den gestern beratenen Antrag Brand und Genossen (Pole) betreffend die Freiheit des Grundbesitzes erwerbs namentlich abgestimmt. Der Antrag wird mit 189 gegen 182 Stimmen bei 5 Enthaltungen angenommen. (Lebh. Bravo! bei den Polen und Soz.) Es folgt die zweite Beratung des Staats der Schulgebiete (außer Kiautschou). In Verbindung mit dem Titel des Staats für das Kolonialamt: Gehalt des Staatssekretärs 44000 Mark. Graf Hompesch und Genossen (Centr.) beantragen hierzu, den Reichsantrag um Anordnungen zu erläutern, wonach alle Verordnungen der Kolonialverwaltungen und der Kolonialgouverneure dem Reichstag vorgelegt werden.

Abg. v. Liebert (Mecklenb.): Die Schulgebiete haben sich außerordentlich entwickelt. Der Handel, die Justiz, die Einwohnerentwicklung, das Schulwesen, alles ist gehoben. Kolonialstandort gibt es nicht mehr. Die Hoffnung ist berechtigt, daß die Schulgebiete sich bald sehr erhalten werden. Alle bürgerlichen Parteien schätzen den Kolonialsekretär, dessen zuweilen gerechte Stimmung daher nicht verständlich ist. Redner verteidigt dann den Gouverneur Reichenberg von Deutsch-Ostafrika gegen die erfolgten Presseangriffe. Die Prügelstrafe ist von 50 schon auf 10 herab zurückgegangen, ganz kann man sie nicht befehligen.

Zu erwägen wäre, ob man nicht die Höhlesteuer, anstatt überall gleich, nach verschiedenen Abstufungen in den verschiedenen Bezirken erheben soll. Die deutsche Schule in Dar es Salaam verfügt über ganz ungünstige Räume, während ich schon vor zehn Jahren für die Schulkinder einen wahren Schulpalast erbaute habe. Ein wunder Punkt ist auch der Wegebau. Die Mittel müssen aufgebracht werden. (Bravo! rechts.)

Kolonialsekretär Dernburg dankt dem Vorredner für das freundliche Wohlwollen. Die Schwierigkeiten in Ostafrika bestehen darin, daß das Interesse der Indianer gegenüber dem der Weißen nicht über Gebühr zurückgesetzt werden kann, so unwillkürlich diese Konkurrenz auch ist. Zur Eingeborenenfrage meinte Herr Liebert, die Bekämpfung sei mild geworden. Das ist nicht richtig. Die Strafen haben um etwa 11 Prozent abgenommen. Die Zahl der Prügelstrafen hat leicht etwas abgenommen, und es wurden mehr Geldstrafen verhängt. Das beweist nicht größere Milde, sondern eine bessere pekuniäre Lage. Wo wir können, strafen wir nämlich mit Geld, schon um die Kosten der Justiz einzubringen. (Sehr richtig! rechts!) Die Differenzierung der Höhlesteuer ist noch nicht spruchfrei. Das Wegebauprogramm ist durch den Etat von 1905 bereits genehmigt. Beim Bahnbau muß festgehalten werden, daß die Rentabilität erwiesen ist. (Sehr richtig! links.)

Die Präpondanz und Autorität der Weißen muß natürlich erhalten werden. Das kann aber nur durch entsprechende Beiträge der Weißen selbst geschehen. Selbstsucht ist nötig. (Lebhafte Zustimmung.) Wenn legendär Lump nach Ostafrika kommt und sich dort lumpig beträgt, so entgeht das den Regen auch nicht. Die Siedlungsfähigkeit ist für Ostafrika eine wichtige Frage. Man soll niemand zu- und niemand abraten. Wenn es aber tüchtige Leute sind und das nötige Geld haben, sollen sie hinausgehen und haben Gottes Segen mit auf dem Weg. (Große Heiterkeit.) Ein tüchtiger Mann kann sich auf den Herrn verlassen. Da ist nichts zu lachen. (Sehr richtig! rechts und ernste Heiterkeit.)

Abg. Schwarze (Centr.) bleibt auf der Tribüne im Zusammenhang unverständlich, er scheint sich über das Missionssystem zu verbreiten.

Staatssekretär Dernburg! Den Missionen kommt ich gern entgegen. Die vom Herrn Vorredner gewünschte Vollfreiheit auf den Verbrauch der Missionen würde allerdings zu weit gehen. Damit könnte nur böses Blut bei den Beamten gemacht werden, welche die Freiheit nicht genießen.

Abg. Baitmann (wirtsh.). Abg. zollt dem Etat und dem Staatssekretär Anerkennung, freut sich über die fortschreitende Kolonialfreundlichkeit der bürgerlichen Parteien und behauptet unter großer Heiterkeit der Sozialdemokraten, daß die Sozialdemokratie sich ihrer seitherigen abweisenden Haltung zur Kolonialpolitik zu schämen beginne.

Abg. Dr. Goller (Frei. Bp.): Wenn der große König wieder aufzutreten würde, würde er wohl zu dem Kolonialsekretär sagen: „Mensch, hat Er ein Glück!“ (Heiterkeit.) Das Glück besteht nicht nur im Auftinden von Diamanten, sondern auch im Aufblühen der Kolonien. Der Staatssekretär hat heute wieder gesunde Verwaltungsprinzipien vertreten, mit denen wir im ganzen zufrieden sein können. Dem Streben nach Sparfamilie sollten sich auch unsre Gouverneure anschließen. Am Verhältnis zur Zahl der Weißen haben wir noch zu viel Beamte drauf.

einander wirbelte, wie der herauschende Duft des Parfüums zu ihm herauwogte, da mußte er daran denken, daß er vor wenigen Wochen während des berüchtigten Lichtmechballens auf diesem selben Fleck gestanden hatte, und das Bild von damals und heute schien sich kaum wesentlich zu unterscheiden. Das Herrenpublikum war zum Teil dasselbe heute wie damals, und wenn die weiblichen Teilnehmer heute auch von denen jenes Balles durchaus verschieden waren, in den Kostümen wenigstens kam das kaum zum Ausdruck. Denn die Dienenschaft Kölns, die an jenem Tage das Vorrecht genoß, auf dem städtischen Tanzhaus sich zu versammeln, sah einen Stoz darin, sich durch reiche Kostüme dieses Vorzugs würdig zu erweisen. Sonst freilich hatten sie der Würde des Ortes so wenig Rechnung getragen, daß es nun beschlossene Sache war, diesen Lichtmechball endgültig aus der Reihe der karnevalistischen Feierlichkeiten verschwinden zu lassen. Und wohl mit Recht. Denn wenn auch heute eine Wolke heiterer Sinnlichkeit über den in Flut entbrannten Massen brütete, so war es doch nicht der schwüle Pesthauch, der von jener Orgie aufgestiegen war. Boden wurde unwillig über sich selbst, daß ihn in diesem Augenblick überhaupt eine solche Erinnerung befallen konnte. Wenn auch Übermut und leichter Sinn einmal die Grenzen der Wohlstandigkeit überschritten, was hatte das mit der Schamlosigkeit des abgehäerten Lasters zu tun? Möchten einzelne Jüge gemeinsam bleiben, was hinderte ihn zu finden, daß es eben solche Jüge waren, die bewiesen, daß auch in jenen Verkommenen und Ausgestoßenen das Anmutigweibliche noch nicht ganz vernichtet war.

Eine Dame, die eben am Fuße der Tribüne vorüberging, machte sich über die philosophische Haltung des Doktors lustig. „Der treibt Studien,“ sagte ihr Begleiter. „Ja, er studiert die Rechte, aber er kann sie nicht herausfinden,“ spottete sie.

Boden verließ seinen zu erhabenen Standpunkt, um sich wieder unter die Menge zu mischen. Er ging unter der Orgeltribüne her nach dem schmalen Raum, der sich hinter dieser hinzog. Dort erblickte er Frau Pohl in lebhaftem Gespräch mit Trost Reger in einem Winkel sitzend. Sie belustigte sich offenbar höchst an der tölpelhaften Haltung

des Burschen und bot all ihre Munterkeit auf, ihn zu drolligen Antworten zu reizen. Dem armen Teufel war bei der Sache gar nicht wohl, denn die Dame rückte ihm gar zu nahe auf den Helm, und es war ihm streng untersagt worden, eine solche Gelegenheit auszunutzen. Er wäre sicher längst fortgelaufen, wenn nicht sein Herr in der Nähe gesessen und ihn durch Blicke auf seinen Platz festgehalten hätte.

Boden fühlte keine besondere Sympathie für diese Frau, aber seine Ritterlichkeit konnte es doch nicht mit ansehen, daß sie ihre Liebenswürdigkeit an einen so ungeeigneten Gegenstand verschwendete. So spielte man einer Dame nicht mit.

Er ging auf das Paar zu und sagte: „Schöne Gingana, darf ich dir auch einmal wahr sagen?“

„Da wird was Schönes herauskommen,“ lachte sie. „Alte Geschichten. Du studierst doch nichts anderes.“

„Vielleicht ist es dir doch neu.“ Er beugte sich zu ihrem Ohr herab. „Gnädige Frau, Sie sind im Irrtum, der Bursche ist wirklich ein Schwarzer.“

„Ihre Kennerchaft in Ehren,“ gab sie betreten zurück, aber sie erstickte sich wohl nicht auf Wölkerkunde. Nein, Doktor, Sie lassen sich eben auch täuschen.“

„Ich weiß, daß es ein schwarzer Diener ist, nichts weiter. Ich bitte Sie, in Ihrem eigenen Interesse mir zu glauben.“

„Das ist stark.“ Frau Ella erhob sich.

Trost war aufgestanden und herbeigekommen, er gab dem Burschen einen Wink, sich zu entfernen, was dieser sich nicht zweimal bedenken ließ.

Die gewandte Frau war diesmal doch aus der Fassung geraten. Es war ihr ja sehr bald klar geworden, daß nicht der Schauspieler Sondermann in der Maske dieses Negers stand; aber sie hatte geglaubt, irgend einen unbekannten Herrn vor sich zu haben, und es hatte ihr gefallen, mit welcher Hingabe und welchem verblüffenden Geschick dieser sich seiner Rolle widmete. Jetzt war sie in einen Augenblick so verwirrt, daß sie Boden kaum ihren Mund mit einigen Worten ausdrücken konnte.

Erst das mokante Gesicht des Weltreisenden gab ihr ihre Haltung zurück.

„Also das ist Ihr Freund, Herr Doktor?“ sagte sie.

„Eben war er mehr der Ibrige,“ erwiderte er mit einer spöttischen Grimasse.

Sie sah ihn starr an. „Ich habe mich allerdings schlimm getäuscht. Ich dachte, mit einem Gentleman zu tun zu haben. Das war entschieden nicht gentlemanlike.“

Mit der Miene einer beleidigten Königin neigte sie leicht das Haupt gegen ihn, ergriff dann Bodens Arm und zog ihn fort. „Komm, Kleiner. Die Wilden sind keine besseren Menschen.“

„Nun sag mal, wer hat das angegeben?“ sagte sie, nachdem sie aus der Höreite des langen Reisenden waren.

Boden zuckte die Achseln. „Ich billige die Sache nicht. Es ist mir auch gleich, wie gewisse Leute es aufnehmen, daß ich ihre Absicht zum Teil vereitelt habe. Aber du kannst nicht verlangen, daß ich jemand angebe.“

Sie drückte sich dicht an ihn. „Du, Agnes sagt immer, du wärst ein guter Junge. Du bist es wirklich.“

„Wenn ich das nur nicht mehr hören müßte,“ lachte Boden, und doch tat es ihm im Augenblick wohl, es von dieser Frau zu hören. Sie konnte also dankbar sein. Der Blick, mit dem sie ihn ansah, schien ihm jetzt so etwas Gnädiges, etwas freundlich Wohlwollendes zu haben. Er kannte sie ja eigentlich wenig und hätte sie bisher nur nach dem beurteilt, was über sie geredet worden war, es kam ihm jetzt so vor, als möchte da manches in gehässiger Weise entstellt worden sein.

Es war, als ob die schlanke Frau seine Gedanken erriet. „So sind wir Weiber einmal,“ sagte sie, „wenn man uns nicht kurz hält, schlagen wir über die Stränge. Ich bin meinem guten Alten durchgegangen und habe mich noch gar nicht wieder nach ihm umgekehrt. Jetzt hilf mir, ihn suchen, er wird sonst knitterich.“

„Jetzt hast du also auf einmal Sehnsucht nach deinem Mann. Das macht wohl, daß ich mit dir geh.“

Sie verneigte lächend. „So ist das nicht gemeint, ich trinke auch vorher mit dir noch ein Glas Sekt. Auf eine Viertelstunde kommt es gar nicht an.“

(Fortsetzung folgt)